

Vorwort

Kaum ein Tag vergeht, da nicht eine neue Sensationsmeldung über Bärte die Medienwelt erschüttert: Im Jahr 2015 entdecken Forscher einen verblüffenden Zusammenhang zwischen männlichem Barthaar und weiblichem Schamhaar: Je stärker das eine sprießt, desto stärker nimmt das andere ab. Die vollbärtige Drag Queen Conchita Wurst gewinnt den Eurovision Song Contest 2014 und entfacht eine Gender-Debatte, in die sich sogar der bartlose russische Präsident Wladimir Putin einklinkt. Der Pforzheimer Friseurmeister Gerhard Knapp triumphiert in der Kategorie »Vollbart Freistil« bei den Bartwettkämpfen 2014 im schweizerischen Urdorf. 2010 ist den Nachrichten zu entnehmen, dass eine türkische Busfirma ihren Fahrern das Tragen von Schnauzbärten verbietet, während Polizisten im indischen Madhya Pradesh sogar ein höheres Gehalt beziehen, wenn sie sich einen ehrfurchtgebietenden Schnurrbart stehen lassen. Mit Erstaunen stellt das *Capital*-Magazin 2007 fest, dass sich New Yorker Barbershops wieder zu Businessstreffs entwickeln.

Unzählige Stilratgeber und -kolumnen konkurrieren um hilfeschende Männer, die mit der adäquaten Bartwahl und Bartgestaltung überfordert sind. Hipster, Indie-Musiker und gelangweilte Kreativwirtschaftler verhelfen derweil dem Vollbart zu einer Renaissance

in den internationalen Metropolen. Das verschafft nicht zuletzt den Schönheitschirurgen neue Einnahmequellen – neben klassischen Kopfhaar- bieten sie nun auch Barthaartransplantationen an.

Im 21. Jahrhundert erfahren Bärte somit ungeahnte Aufmerksamkeit. Nicht nur, dass man sie milieusübergreifend trägt, sondern auch, dass man sie repräsentiert, kritisiert, persifliert, diskutiert und interpretiert. So bejubelte die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* 2008 den Schnauzer des Philosophen Peter Sloterdijk und sprach ihm eine mildernde Wirkung zu: »Wer einen so feinen Naturhaarpinsel unter der Nase trägt, hat es nicht nötig, mit dem Hammer zu philosophieren.« Dem Grünen-Politiker und Koteletten-Träger Cem Özdemir attestierte die *Süddeutsche Zeitung* im selben Jahr »Behaarungsvermögen unter lauter Glatten.« 1994 trat der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl mit dem Slogan »Politik ohne Bart« gegen seinen vollbärtigen Herausforderer Rudolf Scharping an. Im selben Jahr erschien der religiöse Extremistenbart der Taliban auf den Medienbühnen der Weltpolitik.

Dass der Bart Gegenstand politischer, sozialer, religiöser oder alltagskultureller Diskussionen und Kontroversen ist, ist nicht ausschließlich ein Phänomen des 21. Jahrhunderts. So erließ Zar Peter I. in der Gewissheit, dass das russische Reich dringend einiger Modernisierungsmaßnahmen bedürfe, Ende des 18. Jahrhunderts eine Bartsteuer. Sie sollte nicht nur Geld in die Staatskasse bringen, sondern Peters Untergebene auch äußerlich der bartgezähmten Moderne, die sich schon im Gesichtsdesign des alten Rom angedeutet hatte, anpassen. Imperialistische Autoren im viktorianischen Großbritannien wiederum deuteten die Rückkehr des Bartes als Zeichen der Bestätigung britischer Großmachtansprüche.

Trotz seiner unbestreitbaren inhaltlichen Entleerung in den zeitgenössischen Modetrends ist der Bart als Bedeutungsträger weiterhin relevant, ruft mal religiöse, mal politische, mal gegenkulturelle Assoziationen wach. In Abwandlung des Zitats »Auch in einem Kaffeelöffel spiegelt sich die Sonne« von Sigfried Giedion ließe sich sagen: Auch in Bärten, und seien sie nur Kinntupfer oder Wangenschatten, spiegelt sich die Menschheitsgeschichte. Es ist unmöglich, einen Bart zu tragen, ohne sich – und sei es nur unwissentlich oder auf ironisierende Weise – in eine lange Ahnenreihe von Päpsten,

Kaisern, Revolutionären, Diktatoren, Künstlern, Wissenschaftlern, Musikern oder Schauspielern zu stellen.

Mit diesem Band liegt erstmals eine umfangreiche, multidisziplinäre Anthologie über Bärte, ihre Bedeutungen, ihre Geschichten, ihre Ästhetiken und ihre mannigfaltigen Kontexte vor. Sie verschafft überraschende und hoffentlich erhellende Einblicke in die so vielseitigen wie widersprüchlichen Funktionen von Bärten, welche bislang nur als Nebensächlichkeiten in anderen Zusammenhängen behandelt wurden. Unsere Autorin – tatsächlich konnten wir trotz vieler Anfragen nur eine einzige Frau für einen Beitrag gewinnen – und unsere Autoren widmen sich in ihren mal wissenschaftlichen, mal essayistischen, mal wissenschaftlich-essayistischen Texten dem Bart aus der Sicht von Kulturgeschichte, Kulturanthropologie, *fashion studies*, Genderwissenschaft, Ökonomie, Selbstversuchen, Musikwissenschaft, Kunstwissenschaft, Comicforschung, Theologie, Biologie, Bildwissenschaft und Filmwissenschaft.

Allan Peterkin, Joseph Imorde und Alexander Schwinghammer gewähren Einblicke in privates und gemeinschaftliches Verhalten von Bart-Afficionados und erzählen so Geschichten der Rasur und der damit verbundenen westlichen Bartkonventionen seit dem 18. Jahrhundert. Mahret Kupka und Stephan Fürstenberg erläutern anhand von Beispielen aus Mode, Kunst, Theorie und Literatur, wie sich Gender-Normen in Barttrends und Barttabus manifestieren. Die Rolle des Bartes in Wirtschaft und Politik ist Gegenstand der Beiträge von Jan Füchtjohann und Benedikt Sarreiter, wobei der eine über Bartformen in der Wirtschaftsführung und der andere über seinen Selbstversuch mit Hitlerbart berichtet. Jörg Scheller und Jan Kopp nehmen sich des Bedeutungswandels von Bärten in der E- und U-Musik sowie deren Schnittmengen an. Die Bart-Ikographien in der Bildenden Kunst und im Comic werden in den Texten von Beat Wyss und Christian A. Bachmann aus kunsthistorischer und semiotischer Perspektive dargestellt. Mit Gott und der Welt, oder besser gesagt: mit den profanen Bärten in der Biologie und den sakralen Bärten in der Theologie, setzen sich Jörg Seiler und Dirk Krautwig auseinander. Daniel Hornuff und Sulgie Lie analysieren die Funktionen von Bärten in den elektronischen Bildmedien der Sozialen Netzwerke (im Speziellen *flickr*) und des Films

(im Speziellen der Komödie). Gerahmt werden die Texte durch zwei Zeichnungen der jungen rumänischen Künstlerin Lea Rasovszky, die in ihrer Serie *Men. (Les Célibataires)* den Kult um die männliche Gesichtsbehaarung aufgreift und dekonstruiert.

Abschließend bleibt festzuhalten, dass dieses Buch bei weitem nicht alle Verbreitungsgebiete des Bartes umfasst. Es fehlen, um nur einige wenige Desiderate zu nennen, die Sportlerbärte, die Schauspielerbärte, die Wissenschaftlerbärte, die Literatenbärte sowie fast alle Bärte aus anderen Weltregionen als den westlichen. Zum faktischen Reichtum der Barttrachten und Bartsymboliken verhält sich dieses Buch wie ein Ziegenbärtchen zum Rauschebart. So steckt in unserem Thema, um im Bild zu bleiben, noch großes Wachstumspotenzial.

Bern und Frankfurt am Main, Mai 2016

Tausend Bärte

*Zur Kulturgeschichte des Bartes im 20. und 21. Jahrhundert
in Nordamerika und Europa¹*

Der Bart im 20. Jahrhundert

Was bedeutete der Bart am Übergang zum 20. Jahrhundert? Wenn wir uns am Kinn kratzen und nachdenklich innehalten, dann war er schon das Kennzeichen von Königen (und Sklaven) gewesen, heilig (oder niederträchtig), Symbol devoter Gläubiger (oder Ungläubiger), ein Zeichen robuster Gesundheit (oder eine Bakterienfalle), weise und väterlich (oder kalt und kriegslüsternd), männlich (oder eine stutzerhafte Ziererei), von Frauen geliebt (oder ein Scheidungsgrund), der Stolz des britischen Empires (oder das barbarische Kennzeichen des Fremden) und die Zierde eines jungen Mannes (oder die krümelübersäte Schande eines alten Mannes).

Im Verlauf des Jahrhunderts sollten die Dinge noch sehr viel interessanter werden, aber nicht sofort. Diese Verzögerung war zum größten Teil dem Erfolg der Sicherheitsrasierer von Gillette geschuldet, die das Heimrasieren erleichterten und zu einem wachsenden Druck auf den modernen, industrialisierten Amerikaner beitrugen, glattrasiert aufzutreten (Haarigkeit suggerierte offenkundig die unsauberen Sitten der alten Welt). Es gab auch eine zunehmende Ambivalenz gegenüber Gesichtshaar aufgrund des damit verknüpften historischen und kulturellen Ballasts. Tatsächlich verschwanden



Abb. 1: Charlie Chaplin

Bärte zwischen 1900 und 1950 fast vollständig, außer auf den Gesichtern einiger Ewiggestriger und Exzentriker. Westliche Kleriker waren im Allgemeinen glattrasiert wie auch die meisten Politiker und Mitglieder der Königsfamilien Europas. Wenn der Bart überhaupt getragen wurde, ersetzten hybride Bartstile wie der *Olympus*, der *miner* oder rechteckige oder gegabelte Formen die alten Standards. In den ersten zwanzig Jahren des neuen Jahrhunderts konnte sich der Schnurrbart in den USA halten, meistens in Zwirbelbartform oder als Kaiserschnurrbart (der letztere, benannt nach dem deutschen Kaiser Wilhelm II., war so beliebt, dass er eine ganze Industrie von Kaiserschnurrbartbinden aufblühen ließ).

Am Anfang des Jahrhunderts begann sich eine moralisierende Haltung gegenüber Gesichtshaar breitzumachen, die nahelegte, dass bärtige Männer sinister (wie Rasputin) seien oder etwas zu verbergen hätten (»Hinter Hecken verstecken sich falsche Gedanken«). Eine anschwellende Hygienebewegung verdammt Bärte als Brutstätten widerwärtiger Bakterien. 1903 berichtete der *Chicago Chronicle*, dass der durchschnittliche Bart über 200 000 »misanthropische Bakterien« beherberge. 1907 war im *Harper's Magazine* über den Vorstoß eines Abgeordneten aus New Jersey zu lesen, der

es für weise hielt, schmutzige Schnurrbärte in den USA zu besteuern, wie früher in Russland. Soldaten im ersten Weltkrieg entledigten sich der Bärte, aber verschiedene Formen des militärischen Schnurrbarts, die oft den Rang andeuteten, sprossen weiter.

In den 1920er Jahren wurden Charles Chaplin mit seiner kleinen Bürste und Chester Conklin mit seinem Walrossschnurrbart große Filmstars (Abb. 1). Sie waren die ersten, die ein haariges Markenzeichen einsetzten, um sich bei ihren Fans unvergesslich zu machen. Beide wurden breit nachgeahmt, aber gewiss nicht im entferntesten für ihren Sexappeal. In dieser Periode trugen die Männer die Haare kurz und in der Mitte gescheitelt und hatten im Allgemeinen dem Oberlippenflaum abgeschworen, außer wenn ab und zu der neue Adel ihn wieder aufleben ließ – sexy Hollywoodschauspieler wie Douglas Fairbanks, Robert Taylor und Ronald Colman. Im Allgemeinen blieben rotblütige Amerikaner dem Schnurrbart gegenüber ambivalent, weil er immer noch den Proleten, den Stutzer oder den Ausländer auszeichnete. Da im 20. Jahrhundert Klerus und Adel nicht länger die Geschmacksrichter waren oder Trends setzten, übernahm Hollywood mit Lust diese Rolle und hat sie seither schamlos ausgenutzt. So wurden heruntergekleistertes Haar und Dauerwellen namens »Marcel« um 1922 populär. Für eine Weile waren Koteletten der letzte Schrei, inspiriert von Megastar Rudolf Valentino. Die Botschaft war klar: Haar im Gesicht eines ernstzunehmenden Schauspielers hatte wahrscheinlich etwas mit Sex zu tun.

Gegen Ende der 1920er Jahre waren Bärte so sehr verbannt, dass ein Artikel im *New Statesman* schloss, dass »bärtige Männer alle Privilegien bärtiger Frauen genossen«. Innerhalb weniger Jahre kam es so weit, dass ein Mann in der westlichen Gesellschaft lieber sterben würde, als Lenin und Stalin (oder gar Marx) zu gleichen, da Gesichtshaar eine neue, dauerhafte, ganz dem 20. Jahrhundert entsprechende Bedeutung erhielt – jene des Diktators, Kommunisten oder Revolutionärs. Seitdem ist der Bart der Todesstoß jedes westlichen Politikers. Im zweiten Weltkrieg waren amerikanische und kanadische Soldaten glattrasiert, während ihre Verbündeten in der britischen Luftwaffe Zwirbelschnurrbärte trugen. (Ein Grund, weshalb Bärte während des zweiten Weltkrieges verboten waren, lag darin, dass ein Soldat, der sich nach einem Flugzeugabsturz im

Wasser wiederfand, schwerflüssiges Dieselöl in seinem Gesichtshaar hätte ansammeln können, was seine Erstickung zur Folge gehabt hätte.) Es war auch nicht weiter erstaunlich, dass Hitler- und Kaiserschnurrbärte nach 1945 verschwanden. Aufgrund seiner genozidalen Implikationen bleibt ersterer eines der wenigen Gesichtshaartabus (siehe den Beitrag von Benedikt Sarreiter in diesem Band).

Zu Kriegsende suggerierte die *New York Post*, dass konservative (d.h. nicht-deutsche) Schnurrbärte dem männlichen Gesicht eine Ausstrahlung von Zuversicht, Würde, Distinktion und Reife verleihen würden. Es dauerte nicht lange, bis in der florierenden Nachkriegszeit Gesichtshaar wieder zu sprießen begann, oft als Akt der Auflehnung gegen Konformismus, Militarismus oder gar Vorstadtlangeweile. Beatniks, Bohemiens, Künstler und Dichter in Europa und Amerika trugen alle Intello-Schnauzer, die ihre Entfremdung signalisierten. Eine neue Betonung individuellen Stils, verbunden mit dem Stammeskultursystem der Mode, etablierte sich, und Gesichtshaar spielte oft eine Rolle in diesen sich herausbildenden Looks. In dieser Periode bevorzugten amerikanische Männer Bürstenschmitze, *flat-tops* und einen glattrasierten Collegestil. Aber 1954 vermeldete das *Barber's Journal* eine steigende Nummer von Bärten auf der Madison Avenue, in den Colleges von New York und den Zentren der Boheme wie dem Greenwich Village. In der Tat konnte nun ein Mann der 1950er Jahre unter einer ganzen Anzahl von Modestammeskulturen wählen (die alle auch im neuen Jahrtausend in irgendeiner Form weiterbestehen). Die Beats (abschätzig Beatniks genannt), unter Anleitung der glattrasierten Barden Jack Kerouac und Neal Cassady, gaben vor, Stil gegenüber gleichgültig zu sein, übernahmen aber den *goatee* und schwarze Kleidung als Anti-Establishment-Uniform. Die Folkies mit ihrer hellen, selbstgestrickten Kleidung waren Vorläufer der Hippies, die sich nach der Einfachheit des Landlebens sehnten, während sie akustische Gitarre spielten. Sich einen Bart wachsen zu lassen war ein wesentlicher Teil dessen, ein »natürlicher Mann« zu sein. Surfer an der Westküste trugen lose, gestreifte, zwangslose Kleider und Sandalen, wenn sie nicht große Wellen ritten – und ließen den blonden Bart, der einst als schwächlich und welk galt, cool werden. Als das Erdbeben Elvis die Bühnen erschütterte, ließen sich Hipster schnell geschniegelte Pompadours

und große Koteletten wachsen, zu Ehren ihres Kings. Plötzlich gab es unzählige Möglichkeiten, haarig und unkonventionell zu sein.

Die Allgegenwart von Massenmedien – Film, Fernsehen und Print – garantierte die schnelle Ausbreitung von Modemarotten und Gesichtshaarstilen in nie gesehenem Maße. Neu war, dass Männer Gesichtshaare als einen Ausdruck von Idealismus und Kreativität wachsen ließen und nicht aus unhinterfragter Zugehörigkeit zu einer autoritären religiösen, politischen oder sozio-ökonomischen Gruppe. Sie gehörten den neuen coolen Stämmen an, die einen distinkten Stil pflegten und die Unzufriedenheit mit dem städtischen Mittelklasseleben teilten.

Die haarigen 1960er Jahre wurden im Hitmusical *Hair* gefeiert, das die vorherrschende psychedelische Haltung mehr als nur darstellte – freie Haare, freie Bärte, freie Liebe und definitiv inhalieren. Haar war mittlerweile unzweifelhaft sexuell und wurde schamlos zur Schau getragen. Je länger, je besser, bei Männern wie Frauen. Kirche und Politiker verurteilten lautstark diesen libidinösen, wilden Aspekt des neuen Erscheinungsbildes und das, was sie für eine gefährliche Vermischung der Geschlechter hielten. Aber zum ersten Mal in der Geschichte stießen die Klagen der »Autoritätsmaschine« auf taube Ohren. Haar war das Ding der Stunde, obwohl das friedliebende Mantra zugunsten der Haarigkeit das Tragen von Schnurrbärten noch für eine Weile ausschloss wegen ihrer Assoziationen mit dem Militär. In der Tat signalisierte das Tragen dieser verschiedenen Formen des Gesichtshaares Unbehagen über den Vietnamkrieg, der damals wütete. Lange Haare, Koteletten und Bärte, zusammen mit Glasperlen und Ethnokleidern, wurden zur Uniform der Wehrdienstverweigerer und Drückeberger.

Der »respektablere« Mann der 1960er Jahre verweigerte sich Flower Power und verwendete eine Batterie von neuen und verbesserten elektronischen Rasiergeräten und Haarsprays. Er ließ sich von modebewussten »Haarstylisten« beraten, die schleichend die nunmehr altmodischen Friseure ersetzt hatten, fast über Nacht, wie es schien. Während der ganzen 1970er Jahre war Haar groß (d. h. voluminös), »gestylt« (nicht lang und unbändig) und zuweilen dauergewellt und geföhnt bis zum Exzess. Elvis trug weiterhin seine markenzeichenhaften Koteletten und Burt Reynolds seinen

Schnurrbart, aber zum Ende des Jahrzehnts war das vorherrschende Auftreten entweder geschniegelt *preppy* oder disco-schmierig. In den USA wurde der Schnurrbart, den schwule *clones* und Rockstars wie Freddie Mercury trugen, das definitive Erkennungszeichen einer schwulen, bisexuellen oder swingermäßigen Orientierung, wurde aber wie viele schwule Modetrends gleich in den Mainstream gespült. 1977 schoren sich Punks und Skins in Großbritannien kahl und ließen sich piercen, aber abgesehen von gestutzten Koteletten war Gesichtshaar nicht Teil dieses Stils (Abb. 2).

Die 1980er Jahre waren eine Flautezeit für Gesichtshaar, da sich die Leute langsam von Disco und giftigen Haarspraydünsten erholt hatten und sich ernsthaft ihren Geschäften widmeten. Einige Prominente blieben ihrem Markenzeichen treu – Billy Dee Williams, Tom Selleck und Geraldo Rivera behielten ihre Schnurrbärte in ihren Rollen als Fernsehstars. Der wiederentdeckte Bartschatten, popularisiert durch die Fernsehserie *Miami Vice*, sollte angeblich ein kantiges, hartes Auftreten verleihen und ein Mehrfachkinn verstecken (was er aber tatsächlich nicht vermochte). Mr. T., der schwarze Actionstar der Fernsehserie *The A-Team*, war ein Pionier der Präzisionsrasur seines Bartes (und Haars), der afroamerikanische Jungs dazu brachte, sich ihre Seitenhaare kurz zu rasieren (zwanzig Jahre



Abb. 2: *The Sex Pistols*

später sollten sie dasselbe mit ihren Bärten machen). Damit wir's nicht vergessen: Die 1980er Jahre waren auch Zeuge des Erscheinens mehrerer neuer Stammeskulturen in der Mode, die an neuen Stilen und neuen Klängen arbeiteten. B-Boys trugen Schnurrbärte und Sportklamotten, während sich in Seattle der Grunge-Stil durchzusetzen begann, mit schlaffem Haar, ungepflegten *goatees* und losen Kleidern. Babyboomer mittleren Alters trugen dieweil eher ver-zweifelt wirkende Pferdeschwänze und durchstachen sich ein oder zwei Ohren.

Bald darauf wurde es totenstill an der Bartfront auf der ganzen Welt. 1987 meldeten die Schlagzeilen, dass Syrien dem Bart sogar den Kampf angesagt habe aufgrund seiner Verbindung zum islamischen Fundamentalismus, ein weiteres Zeichen seiner zunehmenden Marginalisierung.

Der Einfluss der Afroamerikaner auf die Gesichtsbehaarung verdient einen gesonderten Kommentar. In seinem illustrierten Buch *Men of Color: Fashion, History, Fundamentals* argumentiert Lloyd Boston, dass populäre schwarze Stile – sei es nun Rapper, *preppy*, gentrifiziert, gepflegt, hart, Gangsta, Sportskanone, Rasta oder *New Islam* – sich alle um kulturelles Überleben drehten und die Differenz zur Ästhetik der mächtigen (meist glattrasierten) Mehrheitskultur feierten. Mode erlaubte auch, die Zugehörigkeit zu einer Sportart, einer Musikrichtung, einer politischen Strömung, einer Universität oder einem Quartier zu signalisieren. Gesichtshaarstile waren eine dauerhafte Form des Selbstausdrucks für schwarze Männer, un-be-sehen der Modemarotten, die sonst um sich griffen. Schnurrbärte waren eine Konstante in den Gesichtern prominenter Afroamerikaner: Duke Ellington, Louis Armstrong, Muddy Waters, Cab Calloway, Miles Davis, Count Basie, Langston Hughes, Marvin Gaye, Jimi Hendrix, Martin Luther King (Abb. 3), Jesse Jackson, Sammy Davis Jr., Quincy Jones, Marvin Gaye, Isaac Hayes, George Benson, Wyn-ton Marsalis, Jim Brown, Jimmie (J.J.) Walker, Arsenio Hall, Eddie Murphy, Evander Holyfield und Don King sind nur einige Beispiele. Bärte wuchsen frei und üppig unter dem politischen Einfluss von Pan-Afrikanismus, *Black Power*, Rastafari und *New Islam*. Der moderne *goatee* wurde von Dizzy Gillespie erfunden. Es gab keine bes- seren Koteletten als jene von Clarence William III als Link in der

Fernsehserie *The Mod Squad*. Die Blaxploitation-Filme der 1970er Jahre zeigten Richard Roundtree im ersten *Shaft*-Stil (Schnauzer und Koteletten), während Ryan O'Neal in *Superfly* einen abgefahrenen großen Schnurrbart trug. Im Übergang zum neuen Jahrtausend haben viele schwarze Popstars, Hip-Hop-Künstler und Rapper dem Gesichtshaar zu einer neuen Blüte verholfen. Wie Boston in seinem Buch betont, bestehen kein Zweifel daran, dass Trendbeobachter auch in den kommenden Jahren die Kleider, Haare und Bärte der *black community* im Auge behalten müssen.

Der postmoderne Bart

Und was geschah in den 1990er Jahren? Weshalb sprangen ich und die meisten meiner Freunde auf den Gesichtshaarzug auf und bedienten uns dabei aller möglichen Stile? Paradoxerweise wurde der größte Gesichtshaarboom seit der viktorianischen Epoche eingeläutet durch zwei leise Abgänge: jenen des Designer-Dreitagebartes (abgesehen von einigen Wochenendkaterleichen) und den des einst allgegenwärtigen Swinger-Schnauzers.

In einer weiteren Umkehrung wurde die neue haarlose Ära 1993 mit der Bekanntmachung eingeläutet, dass in nunmehr dreizehn US-Bundesstaaten Polizisten kein Gesichtshaar mehr tragen durften. Doch Mitte der 1990er Jahre setzte sich der erste richtige Gesichtshaartrend seit den 1960er-Koteletten und dem 1970er-Schnauzer durch, der bis heute nicht abgeflaut ist. Der Minibart war zurück. Es begann mit dem *goatee* und seinen Varianten, der von Grunge-Musikern wie Kurt Cobain getragen wurde. Innerhalb kürzester Zeit verbreitete er sich in allen Szenen und Altersgruppen: Clubkids und Raver, die ihn flochten und rot oder grün anmalten; Dot-com-Millionäre, die danach strebten, weniger nerdig auszusehen; Arbeitnehmer mittleren Alters, die ihren Konservatismus abmildern wollten; Rockstars wie Rob Zombie, die den ungepflegten »Wilden Mann« rekonfigurierten mitsamt Schockschminke; Neo-Linke, faschistische Punks und junge Schauspieler auf dem Sprung, die älter und härter wirken wollten; britische Post-Punk-Kahlrasierer und Legionen von Schwulen, die sich immer mehr glichen, ob sie es nun mochten oder nicht. Sportler und Musiker, immer im Rampenlicht, taten, was sie konnten, um den Look zu propagieren, aber niemand



Abb. 3: Martin Luther King

kann die alleinige Urheberschaft für sich beanspruchen, dass sich der Stil wie ein Lauffeuer in Europa und Nordamerika verbreitete, so sehr, dass Penelope Green in *Men's Fashion of the Times* über die Rückkehr des Gesichtshaars bitter klagte. Sie zitierte Own Edwards von *GQ*, der von einer »Goatee-Seuche«, »gescheiterten Gesichtsexperimenten« und feigen Äquivalenten von »temporären Tattoos« in einer Zeit sinnloser Piercings und hirnloser Hautmalerei sprach. Aus irgendeinem Grund verachtete Green insbesondere eine andere 1990er Gesichtshaarvariante, den Unterlippenbart, der *soul patch*, *jazz*, *switch* oder *flavour-saver* genannt wurde. Einst *mouche* (d. h. Hausfliege) genannt, kam der Unterlippenbart nun in verschiedenen Formen daher, unter anderem als Kreis, Rechteck, Dreieck, Diamant oder als Linienspur zum Kinn. Man sah ihn an Schauspielern wie Keanu Reeves, Eric Stoltz und Josh Brolin oder an Sportlern wie Randy Johnson, dem Pitcher der Arizona Diamondbacks. Ein populärer Stil, den unsere wütende Kolumnistin übersah, war der Kreisbart, eine kontinuierliche Kombination von Schnurrbart und